

DAS IMPERIUM MACHT MOBIL

Eigentlich wollen die USA nicht noch stärker in den Vietnamkonflikt eingreifen, doch das von Washington gestützte Regime in Saigon taumelt von Krise zu Krise. Und so entscheidet sich Präsident Johnson 1965 für einen massiven Militäreinsatz — Text: FABRICE BRAUN

Kurz nachdem nordvietnamesische Torpedoboote im August 1964 einen US-Zerstörer beschossen haben, beginnt der offene Krieg. Schon bald werden die Amerikaner von Flugzeugträgern wie der »USS Constellation« Luftangriffe gegen Hanoi fliegen

E

Ein Strand, gesäumt von tropischem Grün. Wellen. In der Morgendämmerung schieben sich etwa 30 Amphibienfahrzeuge mit US-Elitesoldaten Richtung Land. Kurz bevor sie das Ufer nahe der Van-Tuong-Halbinsel in Südvietnam erreichen, auf der 2000 Vietcong-Kämpfer vermutet werden, setzt heftiges Feuer von Land her ein. Als die Salven enden, öffnen sich die Luken, und die Soldaten stürmen an den Strand. 18. August 1965. „Operation Starlite“ hat begonnen: das erste große Gefecht der USA in Südvietnam.

Lyndon Baines Johnson ist einer der gewieftesten Politiker der USA. Er ist als eines von fünf Geschwistern in ärmlichen Verhältnissen auf einer Farm in Texas aufgewachsen, und sein Ehrgeiz, der selbst in seinem Metier ohne Ver-

gleich ist, hat ihn in die Sphären der Macht getragen. Er ist intelligent, durchsetzungsstark und durchtrieben, kann aber auch galant und liebenswürdig sein.

Mit Überzeugungskraft und geheimen Absprachen hat er politische Erfolge und Amt um Amt gesammelt. Er war Abgeordneter im Repräsentantenhaus der USA, danach Senator für Texas. Als Mehrheitsführer der Demokratischen Partei im Senat hat er das politische Strippenziehen perfektioniert, hat mal schmeichelnd, mal drohend, mal flehend die Kollegen auf Linie gebracht. Sein Einfluss in Washington ist legendär.

Doch er hat es nie nach ganz oben geschafft. Denn als er sich 1960 um die Kandidatur für das US-Präsidentenamt bewirbt, gibt es einen jüngeren Frontmann, der ihn überstrahlt und aussticht. Und so wählt das Volk jenen jungenhaften John F. Kennedy zum Präsidenten. „LBJ“ wird nur sein Vizepräsident. Er bleibt der zweite Mann. Bis zum 22. November 1963.

An diesem Tag fällt Kennedy in Dallas einem

Attentat zum Opfer. Johnson, 55 Jahre alt, wird nur 90 Minuten später an Bord der Air Force One als sein Nachfolger vereidigt. Jetzt bekommt er die Chance, die er so lange angestrebt hat. Und er will sie um jeden Preis nutzen. Er will nicht irgendein Präsident werden, sondern der beste, will als größter Reformers in die amerikanische Geschichte eingehen.

Dafür arbeitet er bis zu 18 Stunden am Tag, zitiert Mitarbeiter mitunter sogar zu sich ins Badezimmer, während er auf der Toilette sitzt. In einem titanischen Rundumschlag will er die Armut in den USA bekämpfen, den Schwarzen alle Bürgerrechte geben, eine Krankenversicherung für Alte und Bedürftige einführen, mehr Geld für Bildung und den Schutz der Natur ausgeben. Doch Johnson hat ein Problem: Er hat von Kennedy nicht nur das Amt geerbt, sondern auch einen Konflikt.

Außenpolitik ist nicht die Welt des LBJ. „Ausländer sind anders als die Leute, die ich gewohnt bin“, erklärt er nur halb

im Scherz. Doch er will der Sowjetunion und China zeigen, dass er ebenso standhaft ist wie Kennedy. Auch Johnson ist überzeugter Antikommunist und glaubt an die „Domino-Theorie“, nach der mit jedem Land, das an die radikale Linke gehe, fast unweigerlich auch dessen Nachbarstaaten dem Kommunismus zufließen.

Diese Gefahr besteht nach Einschätzung vieler in Washington ganz besonders für das vom Bürgerkrieg zerrüttete Südvietnam. Doch inzwischen ist die Lage dort unübersichtlich geworden: Kurz vor Johnsons Amtsantritt haben südvietnamesische Militärs den Machthaber Ngo Dinh Diem gestürzt, einen langjährigen Schützling Washingtons (siehe Seite 34). Seither kämpfen mehrere Gruppen von Offizieren um die Macht in Saigon, während die aufständischen Vietcong an Einfluss gewinnen.

„Ein größeres verdammtes Durcheinander habe ich noch nie gesehen“, erklärt Johnson einem Vertrauten gegenüber. Doch ein Zurückweichen ist für viele Politiker und Militärs keine Option.

In einem Memorandum erklärt Johnsons Verteidigungsminister Robert McNamara Südvietnam zum „Testfall für die Standhaftigkeit der Vereinigten Staaten“. Würde sich Washington zurückzie-

hen, hätte dies „einen schwerwiegenden Vertrauensverlust zur Folge“.

McNamara hat die renommierte Harvard Business School absolviert und den Autohersteller Ford geleitet. Er ist 47, methodisch, glaubt fest an die Macht der Zahlen. Optimistisch vertraut er auf Daten, Statistiken und die überlegene Technik des US-Militärs – und er meint, dass man Armeen führen kann wie ein Unternehmen.

Johnson dagegen befindet sich in einer Klemme. Er ist zwar ein kluger Taktiker in den Hinterzimmern der Macht, doch je stärker er sich mit dem Vietnamkonflikt befassen muss, desto weniger kann er sich um die Sozialreformen kümmern, sein wichtigstes Projekt.

Zwar berichtet ihm McNamara im März 1964, dass die Vietcong-Kämpfer 40 Prozent Südvietnams kontrollierten, dass die Moral der südvietnamesischen Armee katastrophal sei und sich die Lage höchstwahrscheinlich weiter verschlechtern werde. Und Johnson weiß, dass ein Teil seiner Generäle bereits den Einsatz von US-Bodentruppen fordert.

Doch er will nicht zu viel riskieren, sich vor allem auf die bevorstehenden Präsidentschaftswahlen im Herbst 1964 konzentrieren. Denn nur ein Erfolg an

den Urnen würde ihm – ohne Wahl ins Amt gekommen – genug Legitimität für sein Reformprojekt verschaffen.

Und so wartet Johnson erst einmal ab, versucht Zeit zu gewinnen und wählt dann einen Mittelweg, ohne öffentlich viel darüber zu reden.

Im Sommer 1964 verstärkt er lediglich das indirekte Engagement der USA: Er erhöht die Unterstützung für die Armee Südvietnams und schickt nach und nach 4200 zusätzliche Militärberater in das Land, sodass bald 23 000 amerikanische Soldaten dort arbeiten, den Südvietnamesen bei der Ausbildung helfen, bei der Logistik oder als Piloten.

Hunderte US-Piloten absolvieren in Flugzeugen und Helikoptern bereits Unterstützungsmissionen für die südvietnamesischen Truppen, versorgen sie etwa mit Informationen zu feindlichen Stellungen. Manchmal wagen die GIs auch kleine, verdeckte Kampfeinsätze.

Zudem gibt Johnson jetzt Geheimoperationen gegen Nordvietnam in Auftrag: Gemeinsam mit südvietnamesischen Agenten sollen Spezialeinheiten von CIA und US-Militär dort unter anderem Brücken und Militäranlagen zerstören.

Offiziell bestreitet die US-Regierung, dass sie eine Eskalation des Kon-



Anfang 1965 starten die Amerikaner die »Operation Rolling Thunder«: Mehr als 100 Kampffjets attackieren zunächst Munitionsdepots in Nordvietnam



Zu den Angriffen aus der Luft (hier ein B-52-Bomber) kommen bald Attacken von Bodentruppen: 3500 Marines landen im März 1965 nahe der südvietnamesischen Hafenstadt Da Nang

DIE GENERÄLE FORDERN IMMER MEHR TRUPPEN

fliktes erwägt. Intern arbeiten Militärstrategen aber schon an Plänen für Luftschläge gegen Nordvietnam.

Auch sitzen Diplomaten im Außenministerium bereits heimlich an einer Resolution für den US-Kongress. Sie soll dem Präsidenten weitreichende Vollmachten gewähren, um notfalls offen Krieg in Südostasien führen zu können.

Zwar will sich Johnson vorerst auf die Innenpolitik konzentrieren – aber zugleich auch alle Optionen parat haben.

Im Sommer 1964 zeigen Umfragen, dass die meisten Amerikaner mit der halbherzigen Vietnampolitik der Regierung unzufrieden sind. Nun fürchtet Johnson, dass dies Barry Goldwater zugutekommen könnte, dem konservativen Kandidaten der gegnerischen Republikaner – gegen den der Präsident womöglich wie ein Schwächling dastünde.

Der Druck nimmt zu, etwas Sichtbares, Tatkräftiges zu unternehmen.

Golf von Tonkin, 2. August 1964. Der US-Zerstörer „Maddox“ kreuzt 18 Meilen vor der Küste von Nordvietnam. Offiziell ist er auf einer Patrouillenfahrt, in Wahrheit hat er Spezialausrüstung an Bord, um den nordvietnamesischen Funk abzuhorchen.

Gegen 14.00 Uhr fängt das Kriegsschiff einen Funkspruch der gegnerischen Marine ab: den Befehl für einen Torpedoangriff. Das Ziel kann nur die „Maddox“ sein. Der Kapitän ändert sofort seinen Kurs. Kurz danach tauchen drei Torpedoboote auf dem Radar auf.

Die US-Besatzung feuert Hunderte Geschosse auf die Angreifer ab, die Nordvietnamesen schicken Torpedos los, verfehlen aber ihr Ziel. Die „Maddox“ und Kampffjets des Flugzeugträgers „Ticonderoga“ dagegen treffen alle drei Torpedoboote, eines davon schwer.

Zwei Tage später sitzt Johnson im Weißen Haus mit einem Politiker seiner Partei beim Frühstück zusammen, als

Verteidigungsminister McNamara per Telefon berichtet, die „Maddox“ und ein inzwischen dazugekommenes Schweserschiff würden gerade erneut angegriffen.

In Washington ist es 9.12 Uhr morgens, in Nordvietnam 21.12 Uhr. Im Dunkeln ist dort nichts zu sehen, aber angeblich zeigen Radar und Sonar der US-Zerstörer unbekannte Boote an. Die Besatzungen der beiden Schiffe feuern über Stunden insgesamt mehr als 300 Mal in die Nacht, ohne genau zu wissen, ob dort draußen wirklich Feinde sind.

Kurz darauf weckt der Kommandant der „Maddox“ Zweifel an der Attacke, als er nach Washington berichtet, möglicherweise seien „ungewöhnliche Wetterphänomene“ für viele Radarsignale verantwortlich gewesen. Denn gesichtet hätten sie den Feind nicht.

Nach einer Beratung mit Militärs kommen Johnson und McNamara zu dem Schluss: Der Angriff hat stattgefunden. Noch am Abend wendet sich der Präsident per TV-Ansprache an die Nation und kündigt einen Vergeltungsschlag an. Kurz darauf bombardieren US-Kampffjets Basen der nordvietname-

sischen Marine. Es ist der erste offizielle Angriff der USA in Vietnam. Jetzt spätestens scheint klar, dass Washington zur Eskalation des Konflikts bereit ist.

In seiner Ansprache hat Johnson verschwiegen, wie unsicher die Indizien für den zweiten Zwischenfall sind. Ein paar Tage darauf werden dem Präsidenten erneut Zweifel kommen. Einem Mitarbeiter des Außenministeriums gegenüber wird er sagen: „Meine Güte, diese verdammten Matrosen haben einfach nur auf fliegende Fische geschossen.“

Und noch eine wichtige Information erwähnt er in seiner Rede nicht: Zwei Nächte vor dem Angriff vom 2. August haben Südvietnamesen mit amerikanischer Hilfe von See aus die nordvietnamesische Insel Hon Me beschossen. Wahrscheinlich haben die Angreifer deshalb die nahe der Insel kreuzende „Maddox“ attackiert.

Am 5. August reicht der Präsident im US-Kongress die vom Außenministerium vorbereitete Resolution ein. Sie wird angenommen. De facto handelt es

sich um einen Blankoscheck für einen Krieg: Das Dokument gibt dem Präsidenten freie Hand für Militäreinsätze, um den Verbündeten in Südostasien beizustehen, sowie die Macht, „alle notwendigen Maßnahmen zu ergreifen, um jede bewaffneten Angriffe gegen die amerikanischen Streitkräfte abzuwehren und künftige Aggressionen zu verhindern“.

Mit seinem Vergeltungsschlag hat der Präsident sein kurzfristiges Ziel erreicht: Er hat sich als entschlossener Politiker profiliert und den Republikanern Vietnam als Wahlkampfthema genommen. Zugleich präsentiert er sich gegenüber Goldwater (der sogar den Einsatz von Nuklearwaffen in Südostasien erwägt) als Mann der Vernunft, der Mäßigung. Während des Wahlkampfes wiederholt er immer wieder den Satz: „Wir planen keine Ausweitung des Krieges.“

Tatsächlich lässt die US-Regierung die Lage in Vietnam zunächst nicht eskalieren – auch, weil sie sich über das weitere Vorgehen nicht einig ist. Denn der stellvertretende Außenminister George Ball hat im Oktober 1964 die „Domino-Theorie“ infrage gestellt.

Zudem hält der erfahrene Außenpolitiker einen Sieg in Vietnam für höchst zweifelhaft. Ball fürchtet darüber hinaus, dass China eingreifen könnte, sollte sich Washington stärker engagieren. Daher spricht er sich auch gegen eine umfassende Bombardierung Nordvietnams aus, die hohe Militärs seit Langem fordern: „Wenn wir einmal auf dem Rücken des Tigers sitzen, ist nicht mehr sicher, ob wir an der richtigen Stelle wieder abspringen können.“

Die meisten Generäle sowie der Verteidigungsminister glauben dagegen mittlerweile immer stärker an Gewalt als das probate Mittel: Keinesfalls dürfe Südvietnam verloren gehen.

Sie hätten sich in einer Welt gesehen, wird sich Robert McNamara später erinnern, in der Laos, Indonesien und Malaysia an die Kommunisten zu fallen drohten, in der „China soeben seine erste Atombombe gezündet hatte und weiterhin die gewaltsame Revolution verkündete – und Chruschtschow und seine Nachfolger im Kreml sich nach wie vor der kriegerischen Rhetorik gegen den Westen bedienten“.

Johnson allerdings neigt keinem der beiden Lager zu. Selbst als Anfang November 1964 Vietcong-Kämpfer eine US-Luftwaffenbasis mit Artillerie beschießen und dabei vier US-Militärangehörige sterben sowie mehr als 70 verletzt werden, sieht er noch von einem Gegenanschlag ab.

Seine Zurückhaltung zahlt sich aus: Am 3. November 1964 gewinnt er die Wahl gegen Goldwater.

Unterdessen verschärft sich die Lage in Südvietnam: Die Vietcong sind weiter auf dem Vormarsch und kontrollieren inzwischen große Teile des Landes außerhalb der Städte. Die Guerillakämpfer haben in ihren Gebieten eine Schattenregierung errichtet, bauen eine Verwaltung auf, sie betreiben Schulen und militärische Ausbildungslager und erheben Steuern. Und von Nordvietnam aus bekommen die Aktivisten zunehmend Unterstützung; Material und Kämpfer sickern über den Ho-Chi-Minh-Pfad nach Süden.

Am Weihnachtsabend zünden Vietcong-Rebellen eine Bombe in einem Saigoner Hotel, in dem viele Amerikaner verkehren. Zwei Offiziere sterben, 13 werden verwundet.

Anfang 1965 ist die Situation derart desaströs, dass Washington den baldigen Sieg der Vietcong befürchtet. Johnson und seinen Mitarbeitern ist klar, dass sie reagieren müssen. Eigentlich wollte der Präsident abwarten, bis sich in Saigon eine halbwegs stabile Regierung etabliert hat, ehe er über weitere militärische Maßnahmen gegen Nordvietnam entscheidet. Doch das scheint aussichtslos.

Die von den USA protegierten Regierungen wechseln inzwischen fast monatlich – und eine ist so unfähig und



US-Verteidigungsminister Robert McNamara (o.) und der in Vietnam stationierte General William Westmoreland (M.) sind für eine Ausweitung des Krieges. Präsident Johnson (u.) dagegen befürchtet immer wieder, einen Fehler begangen zu haben

korrupt wie die andere. McNamara und der Nationale Sicherheitsberater McGeorge Bundy drängen nun auf den Einsatz der US-Streitkräfte: „Es ist Zeit für schwere Entscheidungen“, schreiben sie an Johnson.

Der stimmt endlich zu: „Wir werden tun, was wir tun müssen“.

Es fehlt nur noch ein Vorwand.

7. Februar 1965. Bei einer Attacke von Vietcong auf eine südvietnamesische Militärstation und eine US-Helikopterbasis sterben acht Amerikaner, mehr als 100 werden verletzt, fast zehn Flugzeuge zerstört. Johnson ist wütend. In einer Sitzung des Nationalen Sicherheitsrates erklärt er: „Wir haben unsere Waffe lange über dem Kamin hängen und die Munition im Schrank gelassen. Und was ist das Ergebnis? Sie ermorden unsere Jungs nachts im Schlaf.“

Bereits zehn Stunden nach dem Anschlag attackieren US-Kampfflugzeuge militärische Ziele in Nordvietnam. Und wenige Wochen später startet die „Operation Rolling Thunder“. Mehr als 100 Jets greifen von US-Stützpunkten in Südvietnam und von Flugzeugträgern aus Munitionsdepots an, später auch andere Ziele im Norden (siehe Seite 54).

Doch schon bald zeichnet sich ab, dass die Bombenangriffe die Rebellen nicht stoppen, dass deren Kämpfer im Gegenteil weiter vorrücken. General William Westmoreland, Oberbefehlshaber der US-Streitkräfte in Südvietnam, fordert Washington auf, endlich Bodentruppen zu entsenden, um wenigstens die amerikanischen Militäreinrichtungen in der Hafenstadt Da Nang zu schützen.

Johnson gibt nach, fürchtet aber hohe Verluste – die Soldaten dürfen

daher nicht in die Kämpfe eingreifen, sondern nur die US-Basis verteidigen.

Und so folgt am 8. März 1965 der nächste Schritt: Die ersten offiziellen US-Kampftruppen betreten vietnamesischen Boden. In der Nähe von Da Nang landen 3500 Marines, schwer bewaffnet mit Panzern und Geschützen, die sogar Nuklearsprengköpfe verschießen können. Bald darauf entsendet der Präsident 40 000 weitere GIs zum Schutz amerikanischer Militärbasen. Und nun erhalten die Truppen auch die Erlaubnis, offensiv gegen die Aufständischen vorzugehen – allerdings nur 80 Kilometer rund um die Basen.

Doch während bereits die ersten offiziellen US-Bodentruppen in Vietnam kämpfen, ist der Präsident offenbar nach wie vor unsicher, wie weit er gehen soll.

In einer Rede, die Johnson im April 1965 hält, zeigt sich sein Dilemma: Er ist längst ein Kriegsherr, will aber immer noch keiner sein. Einerseits gibt er sich kämpferisch, andererseits stellt er eine friedliche Lösung des Konflikts in Aussicht, auch um angesichts einer schnell wachsenden Antikriegsbewegung seine Kritiker zu beschwichtigen.

Er fordert Hanoi zu Verhandlungen auf und schlägt eine Art Entwicklungshilfe für Südostasien vor, von den USA mit einer Milliarde Dollar unterstützt.

Die Regierung in Nordvietnam lehnt sein Ansinnen als „Bestechungsversuch“ ab. Angesichts der vorrückenden Vietcong und der Schwäche der Regierung in Saigon glaubt sie sich wohl in der stärkeren Position und will kein Geld, sondern fordert den völligen Abzug der Amerikaner aus Südvietnam.

Johnson sucht nach einer Strategie für das weitere Vorgehen. Aufgebracht fährt er den Stabschef der Army an: „Ihr könnt nur bomben, bomben, bomben. Ich will wissen, wieso es keine anderen Möglichkeiten gibt.“

Er trifft sich immer wieder mit seinen Beratern, befragt sogar Ex-Präsident Eisenhower nach dessen Meinung sowie ein Gremium aus ehemaligen Außenpoli-

tikern. Die raten ihm, den Krieg auszuweiten und sich dafür die Zustimmung der US-Bürger zu holen.

Auch General Westmoreland will seine Truppen erheblich aufstocken und „den Krieg zum Feind tragen“, also die Vietcong über die zuvor definierte 80-Kilometer-Grenze hinaus direkt am Boden attackieren. George Ball warnt dagegen noch einmal eindringlich vor einem jahrelangen „blutigen Kampf“.

Johnson selbst zweifelt an einem Sieg, wie er einem Senator anvertraut: „Sie hoffen, dass wir irgendwann aufgeben. Und ich glaube wirklich, dass sie länger durchhalten werden als wir.“

Die Furcht, mit jeder Entscheidung das Falsche zu tun, martert den einst so entscheidungsfreudigen Präsidenten, bedrückt ihn erkennbar. Er zieht sich zurück, erklärt seinem Pressesprecher, er fühle sich wie in einem Sumpf.

Dabei hat er mittlerweile zahlreiche innenpolitische Reformen durchgesetzt oder angestoßen. Bürgerrechtsgesetze etwa verbieten die Rassentrennung in öffentlichen Einrichtungen und die Diskriminierung von Minderheiten bei Wahlen. Zudem gibt er Millionen von Armen und Alten zum ersten Mal das Recht auf eine staatliche Krankenversicherung und medizinische Versorgung. Stipendien und andere Finanzierungshilfen sollen Kindern aus einfachen Verhältnissen den Zugang zu Bildung erleichtern. Und Gesetze gegen Umweltverschmutzung dafür sorgen, dass die Luft und das Wasser wieder sauberer werden.

Dennoch ahnt er wohl, dass der Vietnamkrieg seine Präsidentschaft überschatten wird.

Aber im Grunde hat Johnson diesen Weg vorgeprägt, als er die Verteidigung Südvietnams für unabdingbar erklärte und eisern an der „Domino-Theorie“ festhielt. Und nun, da die Vietcong weiter vorrücken, bleibt ihm kaum etwas anderes, als den Kampf zu intensivieren.

Unterdessen verschlechtert sich die Lage in Südvietnam fast täglich. Eine neue Militärregierung kommt an die Macht, deren Premier Nguyen Cao Ky als sein Vorbild Adolf Hitler preist, „weil er sein Land zusammengebracht hat“.

Die Amerikaner sind entsetzt und verlieren spätestens jetzt die Hoffnung, dass die Machthaber in Saigon die Lage noch in den Griff bekommen könnten.

Ende Juli entscheidet sich Johnson für einen massiven Militäreinsatz. Er genehmigt die Erhöhung der Truppenstärke in Vietnam um 50 000 Soldaten. Und er erlaubt dem US-Militär nun, ohne Einschränkung in ganz Südvietnam am Boden zu kämpfen.

Der Präsident verkündet die Beschlüsse nicht in einer großen Rede, sondern fast beiläufig auf einer Pressekonferenz. Und er verleugnet dabei die historische Dimension seiner Entscheidung: Es gebe „keinerlei Strategiewechsel“. Ebenso verschweigt er, dass bereits massive Verstärkungen geplant sind. Bis Ende Oktober werden 200 000 US-Soldaten in Vietnam stationiert sein.

Die USA führen jetzt einen Krieg, den es offiziell gar nicht gibt. Wenige Wochen später beginnt am 18. August 1965 nahe der Van-Tuong-Halbinsel die „Operation Starlite“: die erste große offene Schlacht mit dem Vietcong.

Nach sechs Tagen enden die Gefechte nahe der Halbinsel. In heftigen Kämpfen besiegen die GIs die Guerillakämpfer, treiben sie nach und nach aus den Dschungeldickichten, den Reisfeldern, den Dörfern, den Höhlen und Tunnels. Flugzeuge haben Tonnen von Bomben und Napalm über dem Kampfgebiet abgeworfen. Mehr als 600 Vietcong-Krieger haben bei den Kämpfen ihr Leben verloren. Aber auch 51 US-Soldaten sind gestorben.

58 142 weitere werden ihnen folgen. ●

Fabrice Braun, Jg. 1972, ist Journalist in München.

LITERATUREMPFEHLUNG. Robert Dallek, „*Flawed Giant – Lyndon Johnson and His Times, 1961–1973*“, Oxford University Press: Auf fast 800 Seiten schildert der Historiker Aufstieg und Fall des US-Präsidenten.

NIE GIBT ES EINE KRIEGS- ERKLÄRUNG